

Fenilleton.

Des Klausners Ave-Maria Lilie.

Ein guter, frommer Klausner wohnte
In einsam stiller Waldesnacht,
Der hat wohl tausendmal des Tages
Maria lieben Gruß gebracht.

Doch weil er gar zu schlichten Sinnes,
So sprach er stets dasselbe Wort:
„Ave Maria“ betet innig
Der Alte nur in einem Fort.

„Ave Maria“ in der Frühe
Der Klausner auf zum Himmel singt,
„Ave Maria“ ruft er Mittags
Wenn hell des Kirchleins Glocke klingt.

„Ave Maria,“ tönt am Abend,
„Ave Maria“ in der Nacht,
Bis nach vielen mühevollen Jahren
Der Klausner seinen Lauf vollbracht.

Und als er liegt am Sterbebette,
Spricht er sein letztes „Ave“ iß.
Die Seele flieht — und das „Maria“
Klingt schon im Himmelsparadies.

Auf Klausners Grab blüht eine Lilie
In zarter Unschuld, rein und hold.
Auf jedem ihrer Blätter strahlet:
„Ave Maria,“ licht in Gold.

Fenilleton.

Die Einöder.

Erzählung aus der Vergangenheit
des Rönischen Waldes.
Von Anton Schott.

Fortsetzung.

Es ist ein regnerischer Hochsommer-
tag.

Dichte Nebelwolken hangen am Him-
mel und hüllen die Grate der Bergrücken
und die daraus aufsteigenden Ruppen
und Zinken ein. Und aus diesen Nebel-
wolken rieselt der Regen hernieder wie
aus einer Gießkanne. Dabei herrscht
drückende Schwüle.

Im Bucherhose ist alles im Stadel
beschäftigt, Bänder aus altem Roggen-
stroh zu binden, mit denen der in Wälde
reif werdende Hafer in Garben gebunden
werden kann. Zur selben Zeit kann es
gerade eine andere Arbeit geben, und
heute ist Zeit dazu. Wo Scherz und
Lachen die Arbeit würzt, geht sie noch-
mals so flink von statten, und dies fehlt
im Bucherhose nie. Lanter junge, le-
bensfrohe Leute, und der Bauer selbst
alleweil gut aufgelegt, da ist für Grill-
en und Mucken kein Platz.

Warum sollte auch der Beri nicht all-
weil gut aufgelegt sein? Er weiß, wie
es beim Militär ist, und er weiß auch,
daß er es als Bucherbauer zehnumal
schöner hat denn ein General. Und er
kriegt es noch schöner. Die Frage des
Mirtl hat ihm noch zu denken gegeben,
und wie er auch hin und her gesonnen
hat und geohrt, er hat es nicht anders
finden können, als daß er nicht im min-
desten angeschmiert wäre, wenn er des
Mirtl Vene in den Bucherhof brächte
als Bäuerin.

Er ist daraufhin schon zwei- oder
dreimal seither unten gewesen beim
Mirtl — zum Besuche, und man muß
seine Absicht wahrscheinlich gemerkt ha-

ben. Er ist wohl früher auch behandelt
und angesehen worden, als wäre er, wer
weiß, was für ein naher Verwandter,
wie ein Kind vom Haus, hätte er fast
sagen können, aber anders ist's jetzt doch
gewesen. Gerade als ob es die Leute
einem am Gesicht ablesen könnten, wenn
man auf Freiersfüßen geht. Und es ist
schon ein ganz ander Gebaren einem
Freier gegenüber.

Und die Vene ist wirklich ein sauber
Dirnlein. So gern hat er sie freilich
noch nicht, wie er die Broni gehabt hat,
seine Schwägerin zur Zeit, da sie es noch
nicht war. Aber es wird sich schon noch
finden. Eine Zeitlang wird er seine
Besuche noch fortsetzen, nachher wird er
einmal sein Sonntagnachmittagsgewandl
anziehen und mit der Sprache heraus-
rücken. Gerade nur, daß der Brauch
eingehalten wird.

„Du, Beri, Bauer!“ hastet auf ein-
mal der Großknecht heraus. „Da kommt
Deine Mutter, die alte Einöderin.
Da muß es was geben haben. Mir
scheint, Ihr seid ja nicht gut mitammen.“

Der Beri schaut eine Weile zum Tore
hinaus, und als er sieht, daß seine Mut-
ter wirklich über die Gred der Hausstüre
zugeht, trägt er den Ehehaken auf, so
halbwegs zur Arbeit zu sehen, und geht
dann ins Haus hinüber.

„Da muß es was geben haben,“ be-
steht der Großknecht. „Daß sie nicht
gut sind, sel weiß jedes Kind. Seit er
daheim ist vom Militär, ist er noch kei-
nen Schritt hinausgegangen über die
Einödermarkung, und von dort ist auch
noch keines herunterkommen.“

„Sel ist schon was Altes,“ belehrt ihn
die Großbirn. „Weil sie ihn verraten
haben und mit Fleiß fangen lassen, ist
der Zorn. Ich hab gleich nachgefragt.
Und nachher wohl auch, weil ihm der
Mirtl die Broni weggeheiratet.“

„Hut!“ macht der Knecht sein Ver-
ständnis bekunden. „So ist also die Ge-
schicht? Ich hab schon oft fragen wol-
len, hab aber allemal wieder vergessen.“

„Na, da bin ich wirklich neugierig.“
Wie der Beri über die Gred hinein-
geht, fällt ihm unwillkürlich wieder alles
ein, was er beim Militär hat ausstehen
müssen, jedes Schimpfwort und jeder
Puff, der ihm zuteil geworden. Und
wer ist daran schuld gewesen, daß er
gefangen worden ist? Gerade nur seine
Mutter, die ihn aus dem Wege hat räu-
men lassen, um dem Mirtl den Hof zu
sichern.

Die alte Einöderin steht gerade unter
der Türe und hat den Drücker noch in
der Hand, als er in den Hausflur tritt.
Sie hat in der Stube niemanden gesehen
und ist gerade im Begriff, hinauszuge-
hen.

„Grüß Dich Gott, Beri!“ sagt sie
etwas verlegen und reicht ihm die Hand.
„Gerad wär ich wieder umgekehrt, weil
ich in der Stube niemanden funden hab.“
„Grüß Gott Mutter!“ dankt er kühl
und gemessen. „Geht nur weiter und
setzt Euch nieder!“

„Bist denn zornig auf uns, oder was
ist's denn, daß Du gar nicht hinaufgehst
zu uns?“ fragt sie nachher, als sie am
Tische dem Buben gegenüber sitzt. Aber
sie findet nicht den Mut, ihm dabei ins

Gesicht zu sehen.

Der Beri räuspert sich einigemal, und
Verlegenheit und Zorn lassen ihm nicht
im Augenblicke eine geeignete Entgegnung
finden. Sie fragt noch, als ob sie nicht
wüßte, auf welche Art er zum Soldaten
geworden! Und wer wird es sonst aus-
gebeckt haben als sie?

„Ich mein, es wird gescheiter sein,
wenn wir nicht reden darüber,“ sucht er
auszuweichen. Er hat schon ein andere
Antwort auf der Zunge gehabt, aber sie
ist doch seine Mutter, und ein Gebot
befiehlt: Ehre Vater und Mutter!

„Und ich mein, es ist gescheiter, wenn
wir uns ausreden mitammen“, besteht
sie. „Das Trogen und Herumzitten
hat keinen Wert; ich kann's nicht leiden,
und es ist eine Schand vor den Leuten.“

„Wenn ihr wirklich meint, daß es
gescheiter ist, so reden wir halt“, sagt er
hart und rauh. „Sel werdet Ihr noch
wissen, daß ich allweil gewesen bin, wie
es sich gehört hat. Ich hab gearbeitet
wie ein Bär und geschafft und gewerkt
oft für anderthalb andere. Ist's wahr
oder nicht? ... Und gefolgt hab ich
Euch in allen Stücken,“ fährt er nach

einer kurzen Pause fort, als auf seine
Frage keine Antwort gegeben worden.
„Und kein Mensch wird was Unrechtes
gehört haben von mir. ... Und daß ich
den Hof kriegt hätt? Hättet Ihr was
gesagt, daß ihn der Mirtl möcht oder
kriegen sollt! Ich wär nicht im Weg
gestanden, gewiß nicht. Aber mit Poli-
tiken hat's gehen müssen! Der Beri hat
aus dem Wege geräumt werden müssen.“

„Beri!“ schreit das Weib auf. „Beri,
sei still! Ich weiß, Du hast uns in
Verdacht, daß wir Dich verraten haben;
es ist mir schon gesagt worden. Aber
das ist gerad den Leuten ihr Gesage.
Und glaubst Du denen mehr wie Deiner
Mutter?“

Beri schupst auf die Frage nur die
Schultern. „Derweil ich's nicht anders
weiß, derweil schon.“ Vorhin hat er
sich schon ziemlich in die Hitze geredet,
aber jetzt ist er schon wieder ruhiger.

„Dem Mirtl hat's einer aus dem Ham-
merner Gericht erzählt, der selbstmal
Geschworener gewesen ist, daß ich verra-
ten gewesen bin und verkauft; das laugt
mein ich. Und wer hat einen Nutzen
gehabt davon als der Mirtl? ... Wart,
da kommt er auf die beste Art weg!
Ist's nicht so gewesen? Alle Spazzen
schreien es von den Dächern. ... Und zu
so einer Mutter und so einem Bruder
soll eins ein Herz haben und eine Lieb,
wie es sich gehört? Ich schneid nicht
lang um, ich sag es gerad von der Leber
weg: Ich nimmer. Und wenn einem
andern dasselb geschieht, so wird ihm
gerad so sein, und kein Mensch wird ihm
verdenken. ...“

„Beri!“ bittet die Alte und saßt nach
seiner Hand. „Es ist nicht alles wahr.“
Ein offenes Geständnis ihrer Schuld
drängt sich ihr auf die Zunge, aber sie
bringt es nicht heraus, nicht einmal ein
teilweises. Sie weiß, daß sie schlecht
gehandelt, die Broni hat es ja oft genug
gesagt, auch wenn sie es sich selbst nicht
eingestanden hatte, aber ... was wird
sich der Bub nachher erst von ihr denken?

„Es ist nicht alles wahr“, wiederholt sie

nochmals. „Freilich, dem Mirtl hätt
der Hof nicht gehört, aber ... was haben
wir gewußt, was es mit Dir ist? Wir
haben so alles aufgeboden, daß wir was
Gewisses erfahren hätten. Wie oft bin
ich nach Wüstrig gerennt zum Oberamt-
mann? Nicht fünf- oder zehnumal, viel,
viel öfter. Und nichts ist herauskommen,
kein Wörtel, keine Silben. So hat halt
der Mirtl übernommen. ...“

„Dem Mirtl hat er ja auch um einen
Tausender mehr boten für den Bucher-
hof, gerad daß ich nicht herkommen hätt
sollen“, unterbricht sie der Beri.

„Nicht, Beri! Nicht wegen Deiner
ist's gewesen“, sucht die Alte zu vertei-
digen. „Ich kann mich noch ganz gut
erinnern, wie der Mirtl von der Ber-
steigerung heimkommen ist und hat er-
zählt, daß den Bucherhof der Mirtl
kauft hätt. Kreuzwild ist er gewesen
dabei, und ich hab ihn selber ausgemacht,
daß er nicht um etwas höher gangen ist
als der Mirtl. Und da rennt er gleich
den andern Tag in aller Früh und bietet
dem Mirtl um einen Tausender mehr.
So ist's.“

Der Beri springt vom Stuhle auf
und geht einigemal die Stube auf und
ab. Wem soll er da glauben? Wenn
der Mirtl auch schon dumm ist, davon
ist keine Rede, aber so blöhdumm ist er
nicht, und nun erst in Geschäftssachen.
Jeder kann ihn zum besten halten nach
Belieben, jedem sitzt er auf und jedem
macht er den Narren und muß ihn ma-
chen, weil er nicht so viel Verstand hat
wie ein anderer; aber wer mit ihm etwas
handelt, es mag der Klügste sein, der ist
der Angeschmierte. So ist der Mirtl.
Und daß der ohne Absicht und ohne Zu-
reden gleich um tausend Gulden mehr
bietet?

„Für so dumm müßt Ihr mich nicht
halten, wie Ihr es beim Mirtl gewöhnt
seid“, sagt er trocken und sich gewaltsam
bezwingend. „So viel Verstand, als
ich brauch, so viel hab ich schon; aber
Ihr ... Ihr seid trotzdem meine Mut-
ter und ein altes Weib, das gut Ding
mit einem Fuß im Grab steht. ... Ihr
sollt' mehr bei der Wahrheit bleiben. ...
Werd ich Euch sagen, was es gewesen
ist: Geschämt habt Ihr Euch doch vor
mir, wenn Ihr mir unter die Augen
kommen solltet. Sel ist's gewesen,
gelt? ... Aber derentwegen! Ich hab's
überstanden, trotzdem es mir weh tan
hat und mich hart ankommen ist. Wenn
Ihr deswegen zu mir kommen seid: da
habt meine Hand, daß ich vergessen will,
so viel ich kann, und nicht mehr mit-
willigerweil daran denken.“ Er will
dem widerlichen Austritte ein Ende ma-
chen und streckt ihr die Hand hin.

Mit beiden Händen saßt sie danach.
„Und Du bist nimmer zornig?“

„Nein.“

„Nachher müßt aber auch einmal hin-
aufkommen zu uns, leicht am Sonntag,
oder wann Du sonst Zeit hast.“

„Sel muß derweil noch nicht sein,“
erwidert er. „Ich hab nichts verloren
oben und nichts zu suchen. Herr im
Haus ist der Mirtl, und der ... stellt
sich zu mir wie ein Wildfremder.“ Er
nimmt den Laib Brot aus der Tischlade
und legt ihn vor. „Mit mehr kann ich